resultiert. Einzelne Aussagen zu referieren oder gar kontrovers zu diskutieren (wozu das Buch selbstverständlich auch Anlass gäbe und durch reichen Anmerkungsapparat auffordert), würde hier zu weit führen. Je für sich werden die Liedkommentare in der hymnologischen Diskussion ihre Wirkung tun. Die vielfachen Brüche, die die Texte und Melodien im Lauf der Rezeptionsgeschichte erfahren haben – bei binnen-konfessioneller Rezeption ebenso wie bei Sprüngen über Konfessionsgrenzen hinweg –, gleichen häufig einer Kriminalgeschichte. Sie sind ein farbiger Spiegel der Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte. Weil die Autoren nicht konkrete Gesangbuch-Entscheidungen zu rechtfertigen haben, können sie an »Gotteslob« und »Evangelischem Gesangbuch« manche Kritik üben (vgl. 93.143 ff. 153.155.323 f.), die der Beachtung wert ist.

Zum »Luxus« des Buches trägt schließlich die eingelegte CD bei, auf der der Windsbacher Knabenchor (Leitung: Karl-Friedrich Beringer), Torsten Laux (Orgel) und Jochen Roth (Gitarre) 25 Lieder in verschiedenen Sätzen, Bearbeitungen und Orgelimprovisationen zum Klingen bringen. (563 fehlt der Hinweis, dass es sich beim »Orgelzwischenstück« zu »O Haupt voll Blut und Wunden« um eine Choralbearbeitung von J. S. Bach handelt.) Diese CD ist gewiss schön zu hören, aber sie führt die Intention des Buches ein bisschen zu sehr in die Region des Stimmungsvollen. Und manche Schnittstellen, gelegentlich auch Zeilenübergänge von Orgel begleitetem »Gemeindegang« sind leider nicht mit der wünschenswerten Genauigkeit produziert.

Hie und da wirkt ein etwas exklusiver, die Vergesslichkeiten unserer Gegenwart strafender und »bessere Bildung« einfordernder Ton störend. (H. Kurzke hatte im Vorwort gesagt, welche »Verwahrlosung« von diesem Buch »bekämpft« werden soll. Zugleich und sympathischerweise spricht er aber auch davon, der Band wolle »den Kirchenlied-Diskurs wieder anschlussfähig machen an die Zeitgeistdebatten der Gegenwart« – vgl. 9.) Ob das Buch den erhofften geistig und kulturell interessierten, der Kirche entfremdeten Leser finden wird, muss sich erweisen; seine Herkunft aus einem »theologisch unverdächtigen« Verlag kann ihm dabei hoffentlich helfen. Aber auch denjenigen, die praktisch oder lehrend mit dem Kirchenlied umgehen, sei es nachdrücklich empfohlen: es enthält 50 exemplarische und zumeist gelungene Beispiele, wie mit Liedern analytisch umzugehen ist, was in einem Lied zu finden ist, wie tief die Bohrungen zu seinem Verständnis anzusetzen sind, wie Aufschlüsse möglich werden. Dass darüber die lebendige, singende Erfahrung mit dem Lied nicht vergessen werden darf, versteht sich von selbst.

Leipzig

Christoph Krummacher

Hofmann, Peter: Goethes Theologie. Paderborn-München-Wien-Zürich: Schöningh 2001. 542 S. gr.8°. Kart. € 88,40. ISBN 3-506-73931-X.

Goethe ist ein Theologe von eigenem Rang. Deshalb konnte er um 1900 zum Stifter einer vereinsmäßig organisierten Religion werden oder nach dem Zweiten Weltkrieg Trostliteratur in trostlosen Zeiten sein. Seitdem ist es still geworden um den Theologen Goethe – zu Unrecht, wie der katholische Theologe Peter Hofmann in seiner Habilitationsschrift zeigt. Denn H. identifiziert Goethes Platz in einem Spannungsfeld, das aus der aktuellen Religionssoziologie stammen könnte: Goethe zähle sich weder zu den kirchlichen Christen noch zu ihren Gegnern, sondern pflege ein Christentum zum privaten Gebrauch, er erscheine als irenischer Eklektiker, der nur die orthodoxen aller Lager zu seinen Feinden zähle und einen »nachchristlichen Glauben« sein eigen nennen.

H. gründet seine Deutung auf Goethes philosophische Tiefengrammatik, auf die Verhältnisbestimmung von Gott und Natur, womit er zwingend in die Debatte um Pantheismus und Atheismus und um die Spinoza- und Schellingrezeption Goethes gelangt. Goethe habe zwar, so H., die christliche Schöpfungstheologie nach dem Bruch mit seinem Jugendglauben verworfen, aber nie einem platten Spinozismus gehuldigt. Viel-

mehr konzipiere er einen eigenständigen Entwurf, Gott in der Natur zu sehen, ihn in seinen Wirkungen zu erkennen und den Menschen als Ausdruck Gottes zu sehen, ohne ihn mit Gott identisch werden zu lassen. Goethe dürfe als Kosmologe und Anthropologe nicht leichthin mit einem pantheistischen Etikett behaftet oder von der kreationistischen Schöpfungslehre her abgewertet werden.

Der hermeneutische Schlüssel zu Goethes Weltbild liegt in seinen epistemologischen Entscheidungen, die H. in einer dichten Interpretation der Auseinandersetzung Goethes mit Kant (sowie sekundär mit Fichte, Schelling und Hegel) offenlegt. Dabei macht H. deutlich, dass nicht erst die berühmte Begegnung mit dem Kantianer Schiller am 20. Juni 1794 die »Konversion« eines vorkritischen Goethe zum Königsberger Philosophen begründete, sondern nur seine philosophische Kritik schärfte. Goethe sekundierte Kant, dass es unmöglich sei, das Wesen der Natur erkennen zu können, aber er beharrte darauf, dass es gleichzeitig unmöglich sei, darüber zu schweigen. Hier liegt das »offenbare Geheimnis« einer Erkenntnistheorie zwischen naiver Unmittelbarkeit und kritizistischem Weltverlust – und Goethe wusste sehr wohl, dass ihm Kants Wende in der zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* entgegenkam. H.s Rekonstruktion dieses Goetheschen Zentrums sowie die Anwendung auf die *Farbenlehre* sind Beiträge zur Goetheforschung auf hohem philosophischen Niveau. Sie bilden den Ausgangspunkt jeder weiteren Beschäftigung mit dem theologischen Denken Goethes und regen an, die Möglichkeiten eines theologischen Gesprächs mit den heutigen »Spinozisten« in Esoterik oder Naturphilosophie auszuloten.

Aber Goethe forderte mehr. Weil er seine Natur sehend und schauend verehrte, regt Hofmann an, mit dem Augentheologen Goethe die Welt als ästhetische Offenbarung zu akzeptieren und sich nicht auf Schrift oder Glauben oder Tradition zurückzuziehen. Hier scheint Goethes »häretisches« Potential manifest zu werden. Aber vor einem solchen Verdikt müssten Theologen zuerst einmal das »ausgeliehene« Buch der Natur in ihren dogmatischen Bücherschrank zurückstellen.

H. sucht im zweiten Teil seiner Arbeit den genuin theologischen Dialog mit Goethe und zeichnet deshalb Loci der theologischen Enzyklopädie als Positionen Goethes nach, etwa im Religionsbegriff oder in der Christologie. Doch überraschenderweise befriedigt H. hier überhaupt nicht, weil er Goethes »theologische« Positionen nur cursorisch darstellt. Die Christologie etwa ist auf wenige, wenngleich wichtige Stellen reduziert, während Goethes eschatologische Vorstellungen, um ein anderes Beispiel zu nennen, allenfalls in Trümmern vorkommen. Dadurch wird, im Gegensatz zum Versprechen des Titels, *Goethes Theologie* gerade nicht sichtbar.

Weil aber der »Theologe« Goethe nicht ausgiebig zur Sprache kommt, bleibt die fundamentaltheologische Schlussreflexion anämisch. Es mag zuviel verlangt sein, das »Lernen« von Goethe, wie H. es fordert, und die Belastbarkeit von Goethes »nachchristlicher« Position an konkreten naturphilosophischen Positionen oder neuer Kosmosfrömmigkeit durchzubuchstabieren. Aber H.s prinzipientheologische Debatte bleibt unbefriedigend. Rudolf Bultmanns und Karl Barths Verdikte über die natürliche Theologie mit dem Hinweis auf die gemeinsamen Erkenntnisgegenstände von Natur und Offenbarung zu beantworten oder die Natur als Selbstoffenbarung Gottes zu deuten, holt die Differenziertheit der Reflexionen Goethes nicht ein. Die Forderung schließlich, Hans Urs von Balthasars Goetherezeption als theologisches Programm zu rekonstruieren oder die anregende, aber essayistische Schlußbetrachtung zu Goethes Dialektik von Anschauung und Schweigen ersetzen keine adäquate eigene Antwort H.s.

Leider ist die Diskrepanz zwischen der theologischen Dignität des Schauens bei Goethe, von der H. beständig spricht, und dem Schaubild, das H.s Buch bietet, dramatisch: Hunderte von Umbruchfehlern, dazu Druck- und Trennungsfehler führen das Ideal der Korrespondenz von Form und Inhalt ad absurdum. Zudem hätte dem Text ein konzentriertes Lektorat gut getan. Allzu viele Wiederholungen von Zitaten und Gedanken sowie eine mäandrierende Darstellung machen H.s kluge Überlegungen zu einer mühsamen Lektüre. Um das Maß voll zu machen, waren weder Verlag noch Autor in der Lage, diesem Thesaurus des Wissens ein Register beizugeben.

Bonn

Helmut Zander

Martini, Britta: **Sprache und Rezeption des Kirchenliedes.**

Analysen und Interviews zu einem Tauflied aus dem Evangelischen Gesangbuch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002. 341 S. m. zahlr. Tabellen gr.8° = Veröffentlichungen zur Liturgik, Hymnologie und theologischen Kirchenmusikforschung, 38. Kart. € 46,00. ISBN 3-525-57207-7.

Wer forschend, interpretierend oder praktizierend mit Kirchenliedern umgeht, auswählen, werten und vermitteln muss, wird den in den letzten Jahrzehnten häufiger zu hörenden Wunsch nach einem plausiblen Kriterienkatalog verstehen, der die eigenen Zugänge, Wertungen und Methoden überprüfbar macht. Allerdings scheint die Zeit dafür noch nicht gekommen. Vorerst müssen wir uns wohl darauf beschränken, den Reichtum an Aspekten zu vermehren. Dazu trägt die von Britta Martini vorgelegte Studie (eine im Februar 2000 von der Philologischen Fakultät der Universität Leipzig angenommene Dissertation) hervorragend bei. Das Interesse der Vfn. galt der Tragfähigkeit linguistischer und sozialwissenschaftlicher Methoden zur Erfassung und Beschreibung der Rezeptionsweisen von Kirchenliedern, exemplarisch erprobt an dem von Friedrich Karl Barth (Gerhard Grenz) und Peter Horst geschaffenen und 1973 in der Agende »Gottesdienst menschlich« veröffentlichten »Tauflied« »Kind, du bist uns anvertraut ...«, das zwar in den Stammteil des EG nicht aufgenommen wurde, inzwischen aber seinen Platz in einigen Regionalteilen und im Evangelisch-reformierten Gesangbuch der deutschsprachigen Schweiz gefunden hat.

In einem ersten Teil sammelt die Vfn. akribisch und phantasiereich mit Hilfe des von de Beaugrande/Dressler/Ulrich (Einführung in die Textlinguistik, Tübingen 1981) bereitgestellten »Handwerkszeugs« mögliche Textinterpretationen, semantisch und pragmatisch analysierend, mit einem Exkurs zu Merkmalen des »Gruppenliedes«, kurz weitere Lieder des EG einbeziehend. Zusammenfassungen und Tabellen erleichtern die Wahrnehmung der komplizierten Materie. Die Frage nach der Theologie findet eine Antwort nur in der Feststellung großer Bedeutungsvielfalt und im Blick auf das Lied in der theologischen Vagheit.

Anregend ist das Aufspüren sog. Superstrukturen (nach Teun A. van Dijk), Traditionen, Muster und Formen, die Einfluss auf Inhalt und Form der erstellten Textgestalt haben. M. nennt für das Beispiellied: den belehrenden Grundgestus des Kirchenliedes, die narrative Struktur, das partnerschaftliche Erziehungsmodell und das Schema politischen Protestes. Die Anregung lässt sich weiterdenken und auch für die Rezeption (Bildungsvoraussetzungen, Sozialisationen, Kontext) sowie für die vorgelegte Studie geltend machen, z. B. im Hinblick auf das Bemühen der Vfn., wertungsfrei zu beschreiben, und auf ihr manchmal etwas verbissenes Traktieren der deutschen Sprache unter der Forderung, »gerecht« zu sein (»Ein Säugling ..., sie ...«, 57). Am Ende wissen wir wieder einmal von sehr wenigem sehr viel bzw. wir wissen, dass es Menschen gibt, die von sehr wenigem sehr viel verstehen.

Ein zweiter Teil bietet Kommentare und Interviews zum Beispiellied. Er enthält Kommentare der Autoren, von Ernst Lipold und Dietrich Schuberth (Mitglieder des Ausschusses, der über Inhalt und Gestalt des EG zu befinden hatte), Friedrich Hofmann und Gertrud Dom. Sie werden referiert und im Licht der zuvor dargestellten Erkenntnisse analysiert.

Die eher ablehnenden Stellungnahmen kontrastieren hart zu den folgenden vier Interviews, deren Methode vorausgehend sorgfältig dargestellt wird. (Die Protokolle der Interviews sind der Studie als Anhang beigelegt.) Sie lassen sich – trotz der jeweils integrierten wissenschaftlichen Durchleuchtung und mancher Fragen an die sprachliche und sachliche Kompetenz – nicht lesen, ohne emotional berührt zu sein. Der Erkenntnisgewinn geht weit über das hymnologische Interesse hinaus. Gemeinsam ist ihnen ein anthropologisches Interesse, das in seiner Selbstverständlichkeit nicht weiter hinterfragt wird. Die Konsequenz ist, dass über die Bedeutung der Taufe nur im Bezug auf das Leben zwischen Geburt und Tod nachgedacht wird. Selbst die theologisch gebildeten Gesprächspartner und -partnerinnen denken über diese Grenzen nicht hinaus. Kein Wunder, dass das Beispiellied in seinen anthropologisch akzentuierten Zeilen durchweg positiv, in seiner einzigen explizit theologischen aber kritisch gesehen wird.

Ein bestimmender Reiz scheint von der Eingangszeile des Beispielliedes auszugehen. In ihr begegnen sich Erziehungsprinzipien, deren zunehmende Plausibilität von der Familienforschung bestätigt werden, und Deutungen des Taufrituals. Tatsächlich ist die Anvertrauung in den Taufordnungen immer vorhanden gewesen, allerdings an einer anderen Stelle, als sie die Autoren des Liedes vorschlagen, nämlich verborgen im Akt der Elternsegnung (früher Muttersegnung). Für die Interviewten freilich scheint die Bedeutung der Taufe nicht über die einer »feuchten Kindersegnung« hinauszugehen. Was für einen Eindruck haben da nur jahrhundertlang christliche Predigt, Katechese und Seelsorge hinterlassen, dass solche Wertungen (Gott sei Dank! offen und rückhaltlos) geäußert werden?

Die Interviews können wissenschaftlich gesehen nicht repräsentativ sein, dazu ist die untersuchte Basis quantitativ und qualitativ zu schmal. Ähnlich gerichtete EKD-Umfragen erweisen aber, dass es kein Fehler ist, ihnen einen hohen Grad von Repräsentativität zuzuerkennen.

Zweifellos transportieren Kirchenlieder Gottesbilder, Weltbilder und Menschenbilder (265). Aber jede Verständnisbemühung setzt auch solche Bilder voraus. Nach Selbstzweifeln sucht man vergeblich. Dass Kirchenlieder außer Textsorten auch Musikgattungen sind, spielt nur am Rande eine Rolle.

Was beabsichtigen die Autoren mit ihren Dichtungen und was wird von den Rezipienten in welcher Weise wahrgenommen? Diesen Fragenkreis reflektiert die Vfn. in einem dritten Teil unter der Überschrift: Fiktionalität und Nicht-Fiktionalität von Kirchenliedern. Die Zuordnung von Kirchenliedern in den Bereich des Fiktionalen (Dichtung/Lyrik) oder des Nicht-Fiktionalen (Gebrauchstexte/handlungsorientiert) hat Folgen für die Wahrheitserwartungen, die Art der Rezeption und die Behandlung ihrer Textgestalt. Dabei sind die Grenzen fließend, doch beachtenswert. Fiktionale Qualität ist (nicht nur Kirchenlieder betreffend) wohl kaum auf den Unterhaltungswert zu reduzieren. Poetische Wahrheit hat eigene Wirkung. Die nicht-fiktionalen Anteile aber sind dem Wandel der Zeit unterworfen und die Besserwisser werden immer wieder von Besserwissern überholt. Was den Emittenten plausibel und daher mitteilenswert war, muss von den Rezipienten nicht in gleicher Plausibilität empfangen oder gebraucht werden. Nichtfiktionales kann als Fiktionales verstanden werden und – ungleich gefährlicher